

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben

von

Christian Carl André.

N^o. 36.

1828.

123. Landwirthschaftliche Geographie.

Landbau in Louisiana.

In Louisiana ist der Landbau noch im Zustande der Kindheit, und wird ohne Einsicht betrieben, da man alle Arbeit den Negern überläßt und keinen andern Zweck kennt, als eine möglichst reichliche Erndte an Stapelwaaren zu erzielen. Eine große Zahl künstlicher Früchte und schätzbare Producte, welche solchem Boden und solchem Klima angemessen sind, wurden bisher gänzlich vernachlässigt. Bloß mit den besten Sorten Baumwolle, den besten Methoden diese Staude zu ziehen, und mit der ergiebigsten Art von Zuckerrohr sind jetzt Versuche angestellt, und schon diese beweisen, daß das von den Franzosen und Spaniern so schmählich behandelte und vernachlässigte Land ein wahres amerikanisches Egypten ist. Zwei wackere Männer haben am Amityflusse glückliche Versuche mit der Anpflanzung der Theestaude gemacht. Die afrikanische Pflanze Benne, die ein Del gibt, welches so gut wie Olivenöl ist, gedeiht vortreflich. Der Anbau der Indigo- und Anilpflanze, welcher früher viel getrieben ward, ist jetzt fast ganz ausgegeben, weil man sie nicht für so vorthellhaft hielt, als den Baumwollenbau, und weil das Vorurtheil hier wie in Süd-Carolina herrscht, die Bereitung sey ungesund und schade den Arbeitern. Reis regt es reichlich und ist eben so schön, als der von Carolina. Eine fast unermessliche Strecke sumpfigen Bodens paßt hier für Reis, und fehlte es nicht noch immer an Händen, so könnte Louisiana so viel Reis liefern, als Ostindien. Bis jetzt wird nicht mehr gezogen als verbrandt wird. Auch Tabak wächst von sehr guter

Qualität; bei Natchitoches baut man jetzt einen Tabak, der dem von der Insel Cuba nichts nachgibt, und der eben so gute Cigarren liefert. Doch ist auch diese Pflanze bis jetzt wenig verbreitet.

Die hier wachsende Baumwolle ist eine jährliche Pflanze, 6—10 Fuß hoch. Die stärkern Stauden, so dick wie eine Faust, treiben eine Anzahl Zweige mit großen, hellgelben Blüten, den Blumen der Stockrosen ähnlich, auch ähneln die Blätter denen dieser Pflanze. Ein Feld voll blühender Baumwollen-Stauden ist ein herrlicher, lachender Anblick. Die Blumenkelche bilden kugelförmige Fruchtknoten, hier Forms genannt, mit 3—4 Samenkörnern, viermal so groß als ein Weizenkorn, welche viel Del enthalten. Die Baumwolle ist die Samen-Umhüllung, welche, wie bei dem Samen des Löwenzahns (der Hundelbume), zur Zeit der Reife als ein Segel dient, damit die Samenköerner leichter vom Winde fortgeführt werden. Das Pflanzen geschieht vom März bis zur Mitte des März in Drillsurden mit 6 Fuß Zwischenraum. Man pflanzt viel mehr als man erndten will. Die Saat wird sorgfältig überharkt, und man gebraucht Pflüge, wie Kräher (Scraper) gestattet, auch nennt man diese Feldarbeit Krähen (to scrape out). Gemeinlich hält man das Feld vollkommen rein von Unkraut. Im September beginnt die Lese (picking) dreimal nach einander, so wie die Kapseln (forms) reifen und sich öffnen. Das Wetter gestattet, diese Arbeit nach Bequemlichkeit zu betreiben, bis die Jahreszeit das Ausreissen und Verbrennen der alten Strünke fordert, wo man dann den Boden für eine neue Erndte umpflügt. Es ist einer der Vorthelle

des Baumwollen-Baues, daß er die Leute in jeder Jahreszeit beschäftigt. Die Baumwolle wird nun durch eine Vorrichtung, welche Gining heißt, von den Samen getrennt, während diese durch ihre Schwere zu Boden fallen. Sie sind ein herrliches Futter für Hornvieh und Geflügel. Dann wird die Baumwolle noch mittelst einer Schwinge gereinigt (*winnowing*), in Ballen gepackt, doppelt diese durch ihre Schwere für die Ausfuhr fertig. Das Pressen geschieht aber nicht auf den Plantagen, sondern in eigenen Baumwollenpressen zu New Orleans. Die Baumwollenforten, die vornehmlich gebaut werden, sind: die Louisiana mit grünem Samen, die Tennessee-Baumwolle und neuerdings die Mexikanische. Die grünartige hat keinen so feinen Faden, aber sie leidet nicht an der vernichtenden Krankheit, welche Brand (rot) heißt. Die Mexikanische hat einen feineren Faden, trägt reichlicher und hat bis jetzt noch nicht vom Brande gelitten. Sie wird jetzt allgemein gebaut und die Einfuhrung des Samens aus Tampico und Vera-Cruz ist ein bedeutendes Geschäft geworden. See-Islands Baumwolle (aus Georgien und Silbs Carolina) gedeiht gut auf Aekern, die schon durch den fortgesetzten Anbau anderer Sorten erschöpft worden sind. Alle andern Sorten erschöpfen den Boden, aber der Samen, der sich in ungeheurer Menge in den Gins sammelt, ist ein herrlicher Dünger. Der Brand (rot) ist eine Krankheit, wodurch die Kapseln, wenn sie sich nach dem Blühen zu bilden anfangen, modern und abfallen. Es sind noch keine Versuche angestellt um die Ursache dieser Krankheit und ein Mittel dagegen zu erforschen. In einigen Jahreszeiten ist sie häufiger, als in den andern. Neues Land ist diesem Uebel weniger unterworfen als altes, und von allen Arten, die gebaut werden, die Mexikanische am wenigsten. Nächst dem Fall der Preise fürchten die Pflanzler den Brand am meisten.

Zuckerrohr ist ein sehr ergiebiges, üppig wachsendes Landesproduct von Louisiana; es wird vornehmlich an der Küste des Mexikanischen Meerbusens, an den Bayour Beche, Lafourche und Plaquemine und in einigen Gegenden des Cantons Attacapas, südlich vom 31° N.Br. gezogen. Die Fortpflanzung geschieht durch Abschnitte des Rohrknos-

ses, Rattoons genannt, die man gegen das Ende des Februars in Furchen horizontal legt. Die Sproßlinge entkeimen aus den Augen (Keimpunkten) an den Gliedern des Abschnitts. Wenn sie aufstiehen, gleicht das Kraut der Egyptischen Hirse. Wenn sie reifen, sehen sie, die Samenkapseln abgerechnet, fast wie Mais (Carolina Corn) aus. Dann werden sie abgeschnitten, in die Mühle gebracht und dort der Zuckersaft ausgepresst. Man läßt das Rohr einen Fuß hoch oberhalb der Wurzel stehen, welche Stoppel man als Seglinge (Rattoons) benutzet. Die Reihen werden in Marschland 6 Fuß von einander gepflanzt. Das Zuckerrohr fordert den festesten Boden und wenigstens ein Fuß tiefe Gartenerde der besten Art. Man baut 4 Sorten: das Afrikanische, das Dtaheiter, das Westindische und das Band- (Ribband-) Rohr. Das Dtaheiter-Rohr wächst üppig und reift früher als das Westindische, aber soll nur ein Drittel oder die Hälfte Zuckersaft in Vergleichung mit dem Westindischen liefern. Das Band-Rohr ist eine neue schöne Art, so genannt wegen der purpurnen Parallel-Streifen, die dem Rohr das Ansehen geben, als sey es mit Band umwickelt. Es ist höher und dicker als die andern Arten, und ist reich mit Zuckersaft versehen. Es reift einige Wochen früher, als die andern Sorten, welches ein großer Vortheil ist. Es läßt sich auf ein Paar Grad nördlicher anpflanzen, als jede andere Art, und man hat damit im Canton Opeluchas am Red-River und bei Natchez glückliche Versuche gemacht. Dort sind in diesem Jahre (1827) an vielen derartigen Plantagen angelegt, und selbst noch nördlicher als an diesen Punkten scheint es zu gedeihen. Dieses Rohr kommt aus China, wo doch der Frost viel strenger ist, als in den meisten Gegenden von Louisiana. Wenn nur die Verpflanzung von einem Klima in das andere mit möglichster Sorgfalt geschieht, so kann es nicht fehlen, daß selbst Arkansas, Mississippi etc. auch noch Zuckerplantagen gewinnen. Das Bandorohr hat bloß den Nachtheil eines festern Holzes, und fordert Walzen zum Zermahlen, die von Dampf getrieben werden, während sich die andern Sorten mit Pferdekraft mahlen lassen. Das Zuckerrohr ist eine harte Pflanze, nicht wie die Baumwollenstaude und die Indigo-pflanze gewissen Krankheiten unterworfen. Man

baut es fast wie den Mais. Es reift, je nachdem die Sommerhitze stärker oder gelinder ist. Regen verzögert — Dürre beschleunigt die Reife. Die Ergiebigkeit der Erndte hängt von der Zahl der Glieder im Schaft ab, welche reifen, ehe der Frost eintritt und den Zuckerfaß in sich abseken. Ein leichter Frost befördert diese Fermentation, welche erforderlich ist, um den Zucker aus dem Saft zu entwickeln. Strenger Frost zerstört mit einem Male das ganze Rohr. Man läßt das Rohr, nachdem es geschnitten ist, eine kurze Zeit liegen, um diese Fermentation zu begünstigen. Dann quetscht man es durch zwei eiserne Cylindern, um den Saft auszupressen. Dieser sieset in Kessel, wo er sogleich durch Kochen abgedampft wird. Der Saft ist so reichlich in dem Marke des Rohrs, daß er fast so dick wie Syrup ist, und beinahe Zuckerkristall absetzt. Ein guter Acker liefert jährlich 1200 Pfund Rohzucker und überdies Melasse und Nann. Früher war die Frage, ob es vortheilhafter sey, Zucker oder Baumwolle zu bauen. Es sind sehr genaue Tabellen gedruckt, worin die Zahl der Arbeiter, der Verlauf des Kosten-Aufwandes und der Durchschnittswertb dessen, was jeder Arbeiter producirt, in einer Reihe von Jahren für beide Stapelwaaren verzeichnet sind. Aus diesen Tabellen geht hervor, daß Zucker eine weit vortheilhaftere Erndte gibt, als Baumwolle, selbst zu der Zeit, als sie noch höher im Preise stand, wie jetzt. Auf den Westindischen Inseln nimmt der Zuckerbau ab, weil dort der Boden ausgemergelt ist. Der Baumwollenbau vermehrt sich allenthalben. Was jetzt wächst in Louisiana, wo es so viel Zuckerland gibt, weniger Zucker, als verbraucht wird. Es ist also jede mögliche Anreizung vorhanden, um den Zuckerbau in Louisiana zu erweitern, und wirklich sieht man jetzt daselbst überall Zucker-Pflanzungen anlegen. Auch gibt kein Product so reichliche Erndten.

General Hampton schätzt den diesjährigen (1827) Ertrag seiner Pflanzungen auf 100,000 Dollars. Ein französischer Pflanzler im Canton Attocapas hat das, was er mit sieben Negern 1826 an Zuckerröhre gebaut hat, für 2500 Dollars verkauft. Andre Pflanzler haben mit wenigen Leuten für 10 bis 12000 Dollars Zucker erzielt. Die Melasse allein deckt die Pflanzungskosten; der Zucker ist reiner Gewinn. Freislich haben es die Slaven dabei sauer, und wenn das Zuckersieden beginnt, müssen sie Tag und Nacht arbeiten. Indes ist es nicht wahr, und die Erfahrung lehrt hier das Gegentheil, daß man nur mit großem Kapital eine Zuckerpflanzung beginnen und sich zu Nutzen machen könne. Wenig bemittelte Pflanzler, die sich bisher durch dieses Westindische Vorurtheil abschrecken ließen, bauen jetzt mit Erfolg Zucker, der nicht mehr Kapital erfordert, als der Baumwollenbau. Eine kleine Zuckermühle ist leicht angelegt, und das Product findet weit leichter Absatz.

Louisiana ist die Heimath des Pirschen- und des Feigenbaums, der Orange und der Weinrebe. Nirgend gedeihen Feigen köstlicher und schneller als hier, man braucht nur einen Zweig in guten Boden zu stecken, und bald hat man einen Obstbaum. Auch der Delbaum, womit schon in Alabama die besten Versuche gemacht sind, gedeiht. Die Drangen haben durch den strengen Winter 1825 gelitten. Jetzt fangen sie wieder an zu tragen.

Vielleicht hat kein Land in der Welt einen solchen Reichthum an flüssigen Producten als Louisiana, und kein Staat in Nord-Amerika führt im Verhältniß der Bevölkerung und des urbar gemachten Bodens mehr eigene Erzeugnisse ins Ausland, als dieser.

(Gazette de Louisiana.)

V e t e r i n ä r k u n d e.

Beiträge zur Erörterung veterinärischer Rechtsstreitigkeiten u. vom Prof. Nisbe.
(Fortsetzung von Nr. 56.)

VI. Der Koller.

§. 56. Mit dieser Benennung werden im Allgemeinen zwei Krankheiten bezeichnet, welche zwar beide

eine und dieselbe Entstehungsursache haben, in Betracht ihres Charakters aber einander ganz entgegengesetzt sich zeigen; was auch schon daraus hervorgeht, daß die eine der stille, die andere der rasende Koller genannt wird.

§. 57. Der stille Koller, der jedoch weit mehr

mit dem Worte *Dumm* seyn bezeichnet wird, macht sich kennlich durch nachstehende Erscheinungen. Beim Eintreten der Krankheit zeigt das Pferd Traurigkeit, oder vielmehr ein stumpfsinniges Wesen. Im Stalle sowohl als außerhalb desselben senkt es den Kopf zur Erde, stellt die Belne nicht gleichförmig und einen Vorderfuß auf die Behre, blinkt wenig mit den Augenlidern, richtet die Blicke starr und dumm vor sich hin, und scheint auf nichts, was um dasselbe herum vorgeht, zu achten; jedoch ist ein etwas starker Zorn so wie auch eine etwas kräftige Körperberührung noch vermögend, das Thier, und gleichsam schreckhaft, aus seiner Träumerei zu wecken; das ihm vorgelegte Futter rührt ein solches Pferd zwar etwas langsam, jedoch ohne Abwehungen, auch trinkt es wie im gesunden Zustande, und ist zu jeder ihm zuständigen Arbeit noch recht gut zu gebrauchen.

§. 38. Gar sehr aber verändern sich die Erscheinungen nach dem Eintreten der zweiten Periode des Uebels. Die eben beschriebenen Kennzeichen sind zwar ebenfalls dieselben, jedoch weit auffallender als zuvor. Im Stalle senkt das kranke Thier den Kopf so tief zur Erde, daß zum öftern das Vordermaul auf dem Fußboden ruht, auch stellt es abwechselnd den Kopf auf ähnliche Weise in die Krippe, lehnt ihn auch wohl an die Wand. In einer jeden solchen Stellung hat es fast beständig die Augen verschlossen, scheint zu schlafen, und muß, wenn es aus diesem Zustande zurückkommen soll, schon etwas stark erschüttert werden.

§. 39. Im höchsten Grade des Uebels erreicht die Stumpfsinnigkeit auch ihre höchste Stufe, so daß selbst die physischen Gefühle zum großen Theile sich verlieren. Alles, was einem gesunden Pferde widrig ist, wird dem dummen gleichgültig; so kann man ihm z. B. einen Finger tief in den Gehörgang einstoßen, ohne daß es nur den Kopf bewegt. Man kann ihm auf die Kronen der Füße treten, ohne daß es den Fuß aufhebt; stellt man ihm die Füße kreuzweis über einander, so bleibt es eine Zeit und vielleicht mehrere Minuten lang in dieser Stellung. Bekömmt es einen Stoß an die hintere Fläche der Vorderkniegelenke, so knicken diese ein, und kommen nur langsam wieder zur geraden Richtung.

§. 40. Ein solches Pferd zeigt weder nach Futter noch nach Getränk einiges Verlangen; bekömmt es Fut-

ter in die Krippe, so dauert es öfters lang, ehe es etwas davon nimmt, behält das Genommene auch wohl im Maule, ohne es zu kauen, läßt es auch wohl wieder aus dem Maule fallen, und dieß geschieht besonders mit dem Heu, welches letztere doch gemeinlich das Thier wieder vom Fußboden aufnimmt. Beim Trinken fährt ein solches Pferd bis über die Nasenlöcher ins Wasser, setzt beim Hinunter schlucken denselben zum öftern ab u.

§. 41. In dieser Geistes- und Körperverfassung solcher kranken Thiere steigt ihre Gleichgültigkeit für Alles, was um und selbst mit ihnen geschieht, zuweilen so hoch, daß nur die härteste Behandlung sie zu sich selbst bringen und einige Minuten lang in Regsamkeit erhalten kann. In diesem Zustande ein solches Pferd zu Geschäften noch zu gebrauchen, ist bedenklich, besonders zum Reiten; denn obwohl es auf Peitschenhiebe beinahe gar nicht, und auch auf die Sporen nur wenig achtet: so ist es doch im Gehen sehr schreckhaft und furchtsam, so daß es vor einem ihm schnell vorkommenden Gegenstand erschreckend zurückprallt, und wenn man es zum Weitergehen zwingen will, auf alle Weise sich widersetzt, sich emporhebt, und dieß vielleicht bergestalt, daß es zu Boden fällt.

§. 42. Die Gemüthsruhe, in welcher die stillkolligen oder dummsinnenden Pferde sich zu befinden scheinen, ist wahrscheinlich Ursache, daß ihr Körper nicht merklich abnimmt und auch die Verrichtungen der Eingeweide im gewöhnlichen Gange bleiben. Das Abgehen des Harns und der Aftersauswürfe ist beinahe ganz wie im gesunden Zustande, und so auch das Ein- und Ausathmen, nur in den Pulschlägen tritt einige Veränderung ein, indem die Schläge, deren man bei einem gesunden und kräftigen Pferde bis 45 in einer Minute zählen kann, bei einem dummen der letztern Art bis zu 30, ja wohl bis zu 28 sich verringern.

§. 43. Wie in jeder Krankheit, so auch in der hier in Rede stehenden, sind die Anzeigen, der Verlauf und die Abwechslungen zwischen schlechtem und Besser befinden bei den befallenen Individuen sehr verschieden. Es kann z. B. ein so guter Zustand eintreten und dieser von so länger Dauer seyn, daß man verleitet wird zu glauben, das Uebel sey gänzlich und längst verschwunden. Dieß ist hauptsächlich der Fall zur Winterszeit, und in diesem

Verfchwinden und Wiederkehren der Krankheit liegt das Mittel zum Entstehen mancher Prozesse; denn, „wird ein solches Pferd verkauft zu einer der Perioden, in welchen das Uebel nicht vorhanden ist: so ergibt sich von selbst, daß der Käufer, wenn das Pferd ihm gänzlich unbekannt ist, hintergangen wird.“

§. 44. In solch einem Falle hat nun der Richter kein anderes Mittel, dem Kläger Schadloshaltung zu verschaffen, als: 1) durch glaubwürdige Zeugen darzutun, daß das erkaufte und in den Dummkoller wieder verfallene Pferd auch früher schon als ein solches bekannt gewesen ist; 2) muß der Käufer nöthigenfalls durch Eidesleistung dem Verdacht begegnen, daß ihm der frühere Zustand des Pferdes bekannt gewesen ist, und 3) daß er, wenn ihm der frühere Zustand des Pferdes bekannt war, dasselbe nicht auf gut Glück, nämlich nicht in der Hoffnung gekauft habe, das Uebel werde bei demselben nicht wiederkommen; wird dieß Alles dargethan: so kann auch, nach Vernunft und Billigkeit zu urtheilen, den Verkäufer nichts gegen die richterliche Aufgabe schühen, die von dem Kläger erhaltene Zahlung zurückzugeben.

VII. Der rasende Koller.

§. 45. Schon aus der Benennung geht hervor, wie und wodurch sich dieser von dem stillen oder Dummkoller unterscheidet; in Betreff eines richterlichen Erkenntnisses aber möchte wohl auf das hier Folgende genau zu achten seyn. Der Charakter dieser Krankheit ist, daß ein von derselben ergriffenes Pferd in wirkliche Raserei verfällt, und in Betreff seines Entstehens unterscheidet sich der rasende Koller von dem stillen dadurch, daß er, als die Folge einer schnell eingetretenen Gehirnentzündung, plötzlich erscheint, und in wenigen Stunden so heftig wird, daß das ergriffene Thier schon nach drei Tagen, ja vielleicht schon nach 36 Stunden auf eine jämmerliche Weise stirbt; dem zufolge kann in solch einem Ereigniß dem Verkäufer nichts zur Last fallen.

§. 46. Ganz ein anderes aber ist es, wenn der rasende Koller aus dem Uebergange des stillen oder Dummkollers entsteht; denn eben so, wie bei den Menschen nicht selten die Melancholie in die Raserei übergeht, so geschieht dieß auch zuweilen bei den

Pferden in Betreff des stillen zum rasenden Koller, und hieraus ergibt sich demnach, „daß, wenn ein gefautes Pferd in den rasenden Koller verfällt, und wenn es weißlich gemacht werden kann, daß dasselbe zuvor am stillen Koller krank gewesen ist, und dabei die, §. 44 gemachten Angaben eben so, wie dort gesagt worden, Statt finden: so muß nach allen Rechten auch der Verkäufer zur Wiedererstattung des Kaufgeldes verurtheilt werden.“

VIII. Der durch die Hundswuth erzeugte rasende Koller.

§. 47. Unstreitig ist der durch die Hundswuth erzeugte rasende Koller eine derjenigen Krankheiten, welche die veterinärisch-richterlichen Entscheidungen sehr schwierig machen, und zwar aus nachstehenden Gründen. Bei keinem, von dieser gänzlich unheilbaren und jederzeit tödtlichen Krankheit befallenen Pferde oder andern Thiere kann dieselbe anders, als durch den Biß von einem wirklich tollen Hunde oder von sonst einem, durch solch einen Biß verunglückten Thiere entstehen. Die schrecklichen Wirkungen eines solchen Bisses werden nun zwar in den allermeisten Fällen schon wenige Tage nach dem Ereigniß sichtbar, jedoch hat man auch Beispiele, daß dieß erst am zwölften, auch wohl am fünfzehnten Tage geschehen ist.

§. 48. Die Anzeigen des Eintretens der Krankheit, oder von dem Ausbrechen des Wuthgiftes sind völlig so, wie bei andern Krankheiten der Nerven, nämlich: das ergriffene Thier wird traurig, verläßt das Futter u. s. w.: allein dasjenige, wodurch es sich von Allen unterscheidet, ist, daß das Thier nicht nur nicht trinkt, sondern sogar vor einem ihm etwa vorgehaltenen Eimer mit Wasser unter heftigen Bewegungen zurückschreckt; dieß geschieht zwar auch, wenn es in den angezeigten ersten Perioden der Krankheit etwa noch zu Geschäftsverrichtungen gebraucht wird, und dabei zu einem Wasser kömmt, durch welches zu geben es in gesundem Zustande nicht die mindesten Schwierigkeiten machte; jedoch hat man auch Beispiele, daß ein solches Thier noch in und auch wohl durch ein dergleichen Wasser gegangen ist, wenn es auch von demselben nicht trank. Dieser Widerwille, die sogenannte Wasser scheu, ist denn auch dasjenige, worauf die

richterliche Entscheidung in einer der hier angegebenen Rechtsstreitigkeiten hauptsächlich sich gründen muß.

§. 49. Jedoch auch dieser Widerwille oder vielmehr diese wirkliche Furcht vor dem Wasser eignet sich doch keineswegs, den Nicht-Sachkundigen vom Daseyn der Hundswuth (von welcher er vielleicht nicht die mindeste richtige Vorstellung hat) bei einem von derselben befallenen Thiere zu befehren; und so kommt er gleichsam unerschuldet in Gefahr, es so lange im Stalle zu behalten, bis der kranke Zustand desselben in die Wuth übergeht, was sehr unglückliche Folgen für andere Thiere und auch selbst für Menschen haben kann.

§. 50. In Betracht dessen nun, daß obwohl, wie ich zuvor gesagt habe, die Hundswuth bei den allermeisten der ergriffenen Thiere schon am dritten Tage, auch wohl noch früher zum Ausbruch kommt, dieß jedoch zuweilen auch viel später geschieht: so ist zur gerichtlichen Entscheidung hauptsächlich nothwendig: „daß der, des Betrugs angeklagte Verkäufer auf das Strengste befragt werde, 1) aus welchen Ursachen er das, den Gegenstand der Klage ausmachende Thier verkauft hat; 2) zu untersuchen, wie er bei dem Verkaufe sich benommen; ob er denselben beeilt, auch wohl das Thier, um seiner sich zu entledigen, vielleicht bedeutend unter dem ökonomischen oder sonstigen Werth desselben hingegeben, und 3) ob er, wenn das Thier zur Zeit des geschehenen Verkaufs den Anschein völliger Gesundheit hatte, doch sich weigerte, den von dem Käufer etwa verlangten Aufschub der Zahlung zu bewilligen oder in Betracht des Verkaufs irgend eine Bürgschaft zu leisten.“ Findet sich eins oder auch wohl alles hier Benannte, so gibt es den stärksten Beweis, daß der Verkäufer wußte, daß das verkaufte Thier von einem Hunde gebissen worden, und daß er aus Furcht vor den Folgen dieses Ereignisses den Verkauf beschleunigte.

§. 51. Befißt nun derjenige, der den Kläger und Beklagten zu vernehmen hat, die Gabe, die Untersuchung der Absicht entsprechend zu leiten; so wird ihm nicht schwer werden, den beabsichtigten Betrug zu entdecken, davon den Verkäufer zu überführen, und so denselben zur Schadenshaltung des Hintergangenen rechtmäßig zu verurtheilen.

§. 52. Obwohl mit einem jeden, der Hundswuth verdächtigen Thiere die größte Vorsicht nothwendig ist, so ist sie dieß doch am vorzüglichsten bei einem Pferde. Die an sich schon so große Körperkraft des Pferdes wird, wenn es in die wüthige Raserei der Hundswuth verfällt, bis auf's Dreifache vermehrt, so daß es, wenn es angehaffert ist, nicht selten die Halfterketten oder Stricke zersprengt, die Ringe oder Krampen von den Krippen abreißt u. dgl., und da mit diesem Zustande auch eine gänzliche Gefühlslosigkeit des Thieres sich vereinigt, und deshalb, wenn es unangebunden in einem Gebäude sich befindet, gleichsam blindlings an jeden zu erreichenden Gegenstand anrennt, zuweilen mit dem Kopfe dergestalt gegen eine Mauer läuft, daß es augenblicklich zu Boden fällt und vielleicht erst nach Verlauf einer Viertelstunde wieder aufspringt; daß es mit der größten Heftigkeit schlägt, haut, und sogar in Alles, was es mit dem Maul erreichen kann, mit Hastigkeit beißt: so ist aus dem Allen leicht zu erachten, welchen Gefahren ein Mensch sich aussetzt, der es wagt, einem solchen Thiere sich zu nahen.

§. 53. Jedem Pferdebesitzer ist demnach blüdigst anzurathen, ein, der Hundswuth verdächtiges Pferd zuverderst auf seinem Standort so zu verwahren, daß es, wenn die Wuth bei ihm ausbricht, keinen Schaden anrichten kann; und da das Thier, wenn die Wuth bei ihm ausbricht, doch ganz unfehlbar dem Tode zu Theil wird, daßelbe ungefäumt zu tödten.

§. 54. Daß und wie sehr die eben angerathene Vorsicht nothwendig ist, hiervon könnte ich mehrere Beispiele anführen; jedoch werden, wie ich glaube, die zwei hier folgenden hinlänglich seyn. Dem verstorbenen preussischen Oberamtmann Gottgetreu zu Waltersdorf, vier Stunden von Berlin, begegnete, als er eines Tages im Jahre 1798 zu Pferde von Berlin kam, nicht weit von dem genannten Dorfe ein, querselbein auf ihn zugekommener Hund; dieser sprang an des Pferdes Kopf in die Höhe und biß dasselbe in die Oberlippe. Der Besitzer ahnete von diesem Ereignisse weiter nichts Leebes, dachte auch an nichts weniger, als daß der Hund wuthkrank gewesen sey; allein, schon am dritten Tage nach dem Vorfalle meldete der Knecht, der das Pferd zu versorgen hatte, daß es nicht fressen wolle und traurig vor der Krippe

stehe, und noch am Abend desselben Tages kam die Nachricht, daß es vor dem ihm dargereichten Trinkwasser zurückschreckte, auch zuweilen gleich einem kollerigen Pferde sich empörte.

Noch immer schneht Niemand den eigentlichen Zustand des Pferdes. Ein herzu gerufener, sogenannter Kurtschmitz erklärte es für erhitzt im Kopf und erbot sich, die Heilung desselben zu übernehmen, der Wessler aber ging auf dieses, Gebieten nicht ein, sondern ließ das Pferd nach Berlim auf die Thierarzneischule bringen. Hier erfuhr man durch Fragen — daß auf dem Wege das Pferd immer kollerich sich gezeigt, und daß der Führer viel Mühe gehabt habe, dasselbe zur Stelle zu bringen. Dieß nun, und daß man auch von dem Bisse des Hundes Nachricht bekam, und die Wundwunde an der Lippe des Pferdes fand, war Ursache, daß man seinen wahren Zustand errieth. Man brachte das Thier in das Reithaus der Schule, und ließ es in demselben frei herumgehen, um es genugsam beobachten zu können, und hier machten noch an demselben Tage sich die Wirkungen des Wuthgiftes auf die grausamste Weise sichtbar.

Dst stand das unglückliche Thier eine ganze Stunde lang todtsill, den Kopf ganz zur Erde gesenkt, dann fing es an umher zu rennen, lief mit dem Kopf gegen die Mauern, stürzte nieder, sprang entweder sogleich, oder erst nach einer Weile wieder auf, stand wieder still, biß sowohl im Laufen als auch zuweilen, wenn es still stand, um sich herum, und da sehr wenig Gegenstände für die Befriedigung seiner Wuthbegierde vorhanden waren, so übte es dieselbe an seinem eignen Körper, und biß so wüthend, daß es sich von den Beinen und Schenkeln, selbst von den Seiten des Leibes große Stücke Haut, auch sogar Fleisch mit abriß und dann aus dem Maule fallen ließ. Weinige drei Tage hatte dieser gräßliche Zustand gedauert, als endlich der Tod die Qualen des Thieres endete.

Wie viel Unglück hätte dieses Pferd anrichten können, wenn es in Wackersdorf und in seiner sonstigen häuslichen Verfassung geblieben wäre.

Zu Navreigne, einem Dorfe der Provinz Picardie in Frankreich, kaufte der dassige Müller ein Pferd von einem Manne, welcher vorgab, daß er

dasselbe nach dem Pferdemarkt der nächsten Stadt bringen wolle, weil Dürftigkeit ihn zwänge, das Thier zu verkaufen. Diesem Vorgeben trauend that der Müller auf die geforderte Summe ein Gebot, kam mit dem Verkäufer sehr bald zu Stande, zahlte und brachte das Pferd in den Kuhstall, in welchem vier Kühe und eine Färse standen. Noch an demselben Tage brachte der Sohn des Müllers das gekaufte Pferd zur Arbeit, fand dasselbe sehr dienstwillig und freute sich des guten Kaufs. Daß es an dem einen Hinterschenkel eine etwa einen Zoll lange Wunde hatte, machte ihm weiter keine Unruhe; an diesem und am folgenden Tage froß es sehr gut, am dritten Tage nach dem Kaufe aber verfolgte es das Futter, zeigte sich misanthig, und als es der junge Mann heraus in den Hof führte, um es aus einem mit Wasser gefüllten Fasse trinken zu lassen, trat es von demselben zurück, und widersetzte sich auch, wieder hinzu zu gehen.

Da dieß Benehmen einen krankten Zustand anzeigte, so nahm man es nicht zur Arbeit, sondern brachte es zum Stalle, wo es auf seiner Stelle wieder angebunden ward, und den Tag über sich ruhig bezeugte; allein sehr in Verwunderung gerieth der genannte Versorger, als er am nächstfolgenden Morgen in den Stall kam, und das Pferd nach ihm schnappte, auch ihm einen Knopf von seiner Jacke abriß. Er ging an diesem Tage mehrere Male in den Stall, fand das Thier immer muthlos; ganz am Abend aber hörte er ein Geräusch im Stalle, ging hinein und fand das Pferd, das sich losgerissen hatte, unter den Kühen, die sehr unruhig waren, und von denen zwei an einigen Körperstellen ein wenig bluteten. Der junge Mann ergriff das Pferd, es ließ sich gedulbig an seinen Standort führen, als es aber wieder angehalftet war, biß es den Wärter in den rechten Arm, so daß derselbe eine kleine Verwundung bekam. Ein von ungefähr herzu gekommener Thierarzt, Bögling der Thierarzneischule zu Charenton, betrachtete das Pferd mit Aufmerksamkeit, und erklärte es hierauf für das, was es wirklich war, nämlich für wuthkrank, und veranstaltete die Tödtung desselben; leider aber war das Wuthgift nicht nur auf die beiden gebissenen Kühe übergegangen, sondern ein Gleiches war auch mit dem mehr genannten Wärter geschehen. Die beiden Kühe wurden sogleich, als man bei densel-

ben den Ausbruch der Krankheit bemerkte, ebenfalls getödtet; der verunglückte Mensch aber fiel in die fürchterlichste Raserei, und endete in dieser am vierten Tage

nach dem Ausbruche derselben sein Leben auf eine höchst bejammernswürdige Weise.

(Fortsetzung folgt.)

124. Pferdezuht.

Aus Leipzig.

Was den Pferdehandel anbetrifft, so kann man nicht ganz mit Unrecht sagen, daß er hier, außer den Messen und was die hier einheimischen Pferdehändler anbetrifft, fast ganz aufhört; denn seitdem sich der Pferdehändler Scheimel von diesen Geschäften zurückgezogen hat, auf seinem Gute lebt und nur noch die Lieferung der deutschen Remonte für das k. sächsische Garde-Reiterregiment besorgt, gibt es hier eigentlich gar keine Pferdehandlung mehr, von welchen sich sonst sehr bedeutende hier befanden, als die Hellesische, die Tenneckerische, die Dossische und Beberische, die alle sehr bedeutende Geschäfte machten. Die hiesigen Pferdebesitzer beziehen daher ihren Bedarf fast größtentheils unmittelbar von den großen Pferdehändlern in Mecklenburg, die alle zu der Oster- und Michaelismesse nach Leipzig kommen, und hüten sich wohl, sie von den Dessauer Juden um einen enormen Preis zu nehmen, die selbst erstlich ihre Waare von diesen beziehen. Leipzig wäre übrigens wohl der Ort, wo eine solide Pferdehandlung bestehen würde, nur gehört hierzu — so wie zu allen Pferdehandlungen in großen Städten — ein entfernt wohnender Handels-Compagnon, dem der Händler die auf hiesigem Platz eingetauschten Pferde zusenden kann, die sich an demselben Orte selten mit Gewinn wieder

Correspondenz.

verkaufen, und von diesem ähnliche Waare erhält, die er wieder als frisch aus dem Lande — aus Mecklenburg — gekommene Pferde verkaufen kann. Ohne diesen Tauschhandel kann kein Pferdehändler in einer großen Stadt bestehen, am wenigsten in Leipzig, die doch immer nicht groß genug ist, daß ein Pferd, welches von einem Eigenthümer, der vor dem Grimmaischen Thore wohnt, an den Händler verkauft worden wäre, von einem Käufer, der vor dem Haleschen wohnt, sogleich wieder erkaufet werden sollte. Da dieß aber nicht der Fall ist, so behält er einen Landhüter, den er auf hiesigem Plage nicht los wird, der sich aber an einem andern Orte von einem andern Händler vielleicht noch recht profitabel verkauft. Vor einigen 30 — 40 Jahren handelte der hiesige, auch als Schriftsteller über sein Fach bekannte Universitätsstallmeister Rosenzweig mit Pferden, und machte mit seinen Scholaren oft recht gute Geschäfte, so daß er zuletzt sogar Transporte aus England kommen ließ. Sein Nachfolger, der Stallmeister Richter, setzte dieses Geschäft aber nicht fort, und noch weniger betrieb es sein Sohn, der jetzige Universitätsstallmeister Richter. Da sich nun auch die übrigen Pferdehandlungen von hier hinweg gewendet haben, so ist bei allem Flor der Leipziger Handlungen doch jetzt nicht eine einzige eigentliche Pferdehandlung hier anzutreffen.

125. Landwirthschaftlicher Handel.

Sächsische Electoral-Böcke.

Es wünscht gewiß mancher Schiffsreisesitzer des Königreichs Böhmen die Anschaffung eines oder mehrerer älterer sächsischer Electoral-Böcke, muß aber die kostspielige Reise nach Sachsen scheuen, und dort fehlt ihm die so nöthige specielle Kenntniß der einzelnen Heerden. D diesem Mangel abzuhelfen, hat sich ein in diesem Fache ganz unerrichteter und die sächsischen Heerden genau kennender Mann ent-

schlossen, einen neuen Weg einzuschlagen. Er wird eine Anzahl von 50 — 60 Böcken, den vorzüglichsten Heerden Sachsen entnommen, mit Ursprungsbatterien belegt, Ende des Monats April 1838 nach Prag bringen und solche in einem später zu bestimmendenlocale zur Schau und Verkauf ausstellen. Er wird sich bemühen, sehr billige Preise gewähren zu können, um dadurch, so wie durch die vorzügliche Güte der Thiere eine dauerhafte Bekanntheit anzuknüpfen.